Die Nachtpost

von

Ed Golland

Eine mondäne Wochenschrift

Größte Wochenschrift des Ostens

Redaktion, Verlag, Anzeigen Annahme Sadowastraße 11 Tel Ring 8120 Anzeigenpreis je Millimeter 10 G.-Pfg | **2. Jahrgang * Nr. 48 * Preis 15 G.-Pfennige** | Geldsendungen an: „Mondäner Verlag" Ed Golland & Co, G. m. b. H. Postscheckkonto: Breslau 78055

Ein Abend im „Breslauer Trichter"

Klassefrauen von heute

Großstadt-Nepp — Abendbekanntschaften — Breslauer Nachtlokale

Nachtlokale

Ich sitze jetzt hier in „Alt-Heidelberg", dem kleinen Lokal am Universitätsplatz, und feiere Reminiszenzen. Trinke ganz solide eine Flasche Bier und denke nach.

Noch vor einem Jahre war dieses Lokal hier, in dem jetzt eine mehr als solide, ländlich-sittlich anmutende Wirtin Flaschenbier verkauft, eins der tollsten Nachtlokale Breslaus. Es gab oft, fast allnächtlich, wüste Szenen. Schließlich schritt die Polizei ein, mit Gewalt mußten die Türen durch die Polizei erbrochen werden, da der Wirt alle Eingänge verbarrikadiert hatte. Und heute? Still, trüb und einsam liegt das kleine Lokal da, nichts erinnert mehr an seine einstige Glanzzeit als eins der belebtesten Nachtlokale. Kaum, daß sich einmal ein alter Gast hierher verirrt, der am warmen Ofen solide eine Flasche Bier trinkt.

Und nach dem einst so belebten Nachtlokal „Alt-Heidelberg", das heute still wie ein Friedhof daliegt, besuche ich, friedliche Erinnerungen zu feiern, alle die anderen einstigen Glanzstätten des Breslauer Nachtlebens.

Auf dem Ring, in einem Hofe, liegen die einstigen Belß'schen Weinstuben. Das kleine Lokal war als Nachtlokal stets überfüllt. In der Mitte des Lokales stand der Geiger und spielte gedämpft, zwischen den Tischen wurde getanzt. Die „Belß" war eins der bekanntesten und besuchtesten Breslauer Nachtlokale. Heute ist sie, unter dem neuen Besitzer, eine kernsolide Bier- und Likörstube, in der die alten Kaufleute beim Schoppen Bier zusammensitzen.

Das „Odeon" an der Liebichshöhe hatte den besten und solidesten Nachtbetrieb Breslaus. Es ging vornehm und ruhig zu, und die Preise waren keine Nepp-Preise wie in den meisten anderen Nachtlokalen. Heute ist das „Odeon" wieder ein solides, vornehmes Abendlokal, die Zeiten, in denen es noch den lebhaften Nachtbetrieb hatte, sind dahin, längst vergessen.

Das Inventar der eleganten, mondänen „Villa Zedlitz" wurde vor etlicher Zeit versteigert. Einsam und öde liegt jetzt das Lokal da, in dem einst in oft wüsten Nächten das Jazz-Band schallte, und die Sektkorken knallten. „Villa Zedlitz" hatte einen Nachtbetrieb, wie ihn selbst Berlin nicht aufzuweisen hatte. Reihen von Wagen und Autos fuhren gegen Mitternacht hinaus und brachten am frühen Morgen die Gäste mit dickem Schädel und leerer Brieftasche zurück. Dann wurde das Lokal von der Polizei für endgültig geschlossen. Und heute nagen die Motten an den Sesseln, in denen sich so manche elegante Frau geräkelt.

Ein Lokal, das noch in diesem Jahre Nachtbetrieb hatte, ist ein kleines, den meisten unbekanntes Lokal in einer nicht sehr vornehmen Seitenstraße der Albrechtstraße. Da um diese Zeit gerade kein anderes Lokal Nachtbetrieb hatte, verirrte sich so mancher in diese ziemlich düstere Gegend. Sehr feudal war weder das Publikum noch das ganze Milieu. In der Ecke stand ein klappriges Klavier und stieß wimmernde Töne aus. Das Publikum: zum Teil ganz üble Typen mit Halstuch und Ballonmütze, die in einer stillen Ecke Kümmelblättchen spielten. Ab und zu wurde ein besserer Mensch hierher gelockt und schwer ausgenommen.

Das „Holländische Büffet" in der Sonnenstraße, das eine Zeitlang sehr regen Nachtbetrieb hatte, ist heute ein solides oberschlesisches Restaurant ohne Bar und Weinzwang. Auch die Zeiten, in denen man in der „Roten Diele" unten im „Deutschen Kaiser" in der Friedrich-Wilhelmstraße die Nächte durchzechte, sind endgültig vorbei. Meinem Wissen nach existiert das Lokal garnicht mehr.

Ebenfalls eingegangen ist, soweit mir bekannt, das kleine Lokal in der Groschengasse, das eine zeitlang sehr regen Nachtbetrieb hatte, und dem schließlich die Polizei ins Gehege kam.

Die „Atlantik" in der Weißen Ohle hat ebenfalls für immer ihre Pforten geschlossen. Sie war eins der typischen Nachtlokale mit schwerem Nepp.

In der Nähe des Odertores gab es dann noch ein oder zwei düstere Nachtlokale. Das eine lag kellerartig unter der Erde, das Publikum und die ganze Aufmachung waren nicht sehr vertrauenerweckend. Es gab sehr oft Schlägereien. Ich erinnere mich, es wird jetzt genau ein Jahr her sein, daß ich mir mit entsichertem Revolver den Weg aus dem Lokal bahnen mußte. Ein Bekannter, mit dem ich in das Lokal gekommen war, hatte ein Wort über die Nepp-Preise fallen lassen. Und sofort stand der Spanner mit dem Schlagring in der Hand vor ihm und wurde ungemütlich. Erst die blanken Revolver bahnten uns den Weg aus dieser Kaschemme.

Ich habe hier fast alle ehemaligen Nachtlokale erwähnt. Und wäre jetzt gern auf die Nachtlokale zu sprechen gekommen, die heute noch Betrieb haben. Doch das hat einen Haken: es gibt — unglaublich aber wahr! — in Breslau zurzeit tatsächlich kein eigentliches Nachtlokal mehr. Ein schon in der Umgegend Breslaus liegendes Etablissement soll jetzt einen sehr regen Nachtbetrieb unterhalten. Davon sei später einmal die Rede. Doch die Glanzheit des Nachtbetriebes ist vorbei. Es kommt auch im solidesten Lokal mal vor, daß der Wirt seinen Stammgästen gelegentlich mal gestattet, noch nach Eintritt der Polizeistunde im Lokal eine Flasche Wein zu trinken. Doch das hat mit eigentlichem Nachtbetrieb nichts zu tun. Die eigentlichen Nachtlokale hatten einen ganzen Apparat, um vor der Aushebung durch die Polizei sicher zu sein: hatten den Spanner, der die Gäste ins Lokal und aus dem Lokal ließ und sofort signalisierte, wenn die Polizei in Sicht war. Die eigentlichen Nachtlokale hatten Alarmvorrichtungen und Spitzel, um gegen Ueberraschungen geschützt zu sein. Derartige Lokale mit ausgesprochenem Nachtlokal-Charakter gibt es heute nicht mehr. Die Zeiten für die Nachtlokale sind vorbei. Leer und öde stehen heute die Stätten, an denen sich einst das bunteste, eleganteste Nachtleben abspielte. Georgios.

Ein Abend im „Breslauer Trichter"

Der „Zeltgarten", das alte, beliebte Varietée am Ketzerberg, ändert seinen Charakter. Aus dem Varietée wird ein Lichtspielhaus vornehmen Charakters. Und der „Trichter", das Kellerlokal unten im Zeltgarten, wird wohl ein Opfer der Zeit werden und, wie man hört, seine Pforten schließen, um in neuem Gewande wieder aufzuerstehen.

Der „Breslauer Trichter" paßte im Charakter nicht zu dem bürgerlich-soliden „Zeltgarten", und auch dem neuen Lichtspielhaus wird es nicht von Nutzen sein, in seinen Unterräumen den „Breslauer Trichter" zu beherbergen.

Der „Trichter" ist eins der wenigen romantischen Lokale, die es in Breslau noch gibt. Der „Apachenkeller" ist heute im Vergleich zu früher ein ruhiges, fast solides Lokal. Selbst die alten, berüchtigten Kneipen, wie Petruschke in der Stockgasse, sind heute leer und friedlich. Nur der „Trichter" hat noch ein Massenaufgebot an Gestalten, die man sonst nur noch in Abenteurerromanen findet. Der „Trichter" ist keine Stätte, auf die Breslau besonders stolz sein kann. Und auch die Schutzpolizei-Beamten stehen nicht gern dort an der Ecke am Ketzerberg. An und für sich ist das Milieu nicht gerade sehr sympathisch. Und das Publikum aus dem „Trichter" liebt es einmal oder ein paar Mal in der Woche mehr oder weniger große Prügeleien zu veranstalten, bei denen das edle Blut oft den Boden färbt.

Oben vom „Zeltgarten" oder durch den Eingang vom Ketzerberg aus kommt man in das gemütlich eingerichtete Lokal. In der Mitte ein Tanzparkett, darum Tische und Stühle, und an den Wänden Boxen für die Weingäste.

Die Gäste, die das Milieu nicht kennen, und zum ersten Mal hierher kommen, fühlen sich nicht sehr behaglich. Weder die Damen noch die Herren sehen sehr vertrauenerweckend aus. Die Herrenwelt, zum Teil „dekolletiert", d. h. kragenlos und mit Knüpftuch. Und die Damen: ein sehr unerbaulicher Zille-Typ. Teils mit Apachenschals um den Hals, mit breiten Gesichtern und Manieren, daß einem kalt wird. Oder der schäbig-elegantere Typ der niederen Halbseidenen: seidenes buntes Kleid hellgraue Strümpfe, gelbe Schuhe. Und mit Bestimmtheit anzunehmen: kein Hemd auf dem Leibe.

Die Zigarette im Munde sitzt der Damenflor herum und kommt sich ganz damenhaft vor. Die eine will zeigen, was für elegante Strumpfbänder sie hat, bastelt an den Strümpfen und strahlt vor Stolz, daß ein paar Leute hinsehen und die wunderhübschen giftgrünen Strumpfbänder bemerken. Eine andere schlägt die Beine übereinander, daß man nicht nur die Strumpfbänder, sondern noch ganz andere Herrlichkeiten sieht.

Die Herrenwelt sitzt sehr blasiert da und trinkt, wenn sie gerade bei Kasse ist, ein Glas Bier. Sofern die niedrige Arbeitslosenunterstützung ihnen diesen Luxus überhaupt noch gestattet. Und dann gehen sie an die Tische, an denen ein paar ihnen bekannte Damen sitzen, und begrüßen sie: „Na, olte Krampe, lebste ooch noch? Seit wunn biste denn aus Kletschkoo drooßen?" Und die Damen freuen sich, von dem Kavalier überhaupt einer Anrede gewürdigt zu werden, und teilen mit ihm die letzte Zigarette.

Es gibt auch Klassefrauen dort unten: Mädels, die irgendeinem Kavalier die Brieftasche enteignet und sich nun für das Geld neu eingekleidet haben. Die meisten der eleganten Breslauer Halbseidenen haben ihre ruhmreiche Laufbahn hier unten im „Trichter" begonnen und sind heute grande classe und begehrte Liebich-Frauen.

Die Kapelle stimmt einen Shimmy an. Ein Ruck geht durch die Reihen. Die Kavaliere sind in der Minderzahl, die Mädchen, die nicht engagiert wurden, tanzen miteinander. Die Herren Kavaliere aber kommen sich als Hähne im Korbe vor. Gehen von Tisch zu Tisch, und wenn sie ein Mädel gefunden haben, das ihrem verwöhnten Geschmacke zusagt, dann knurren sie bloß: „Na los, kumm ock!" Oder sie winken bloß mit dem Finger, und das Mädel hat zu parieren.

Irgend ein Kavalier engagiert ein Mädel und kommt dadurch mit dessen „Bräutigam" in Konflikt. Im Augenblick gibt es einen Wortwechsel, in einer Minute fliegen die Backzähne batterieweise in der Luft herum. Jeden Augenblick gibt es Zwischenfälle. Und die wenigsten enden friedlich.

Die meisten bekannten Typen der Halb- und Viertelwelt trifft man dort unten im „Trichter". Alle die Gestalten, die zur Halbwelt gehören und vielleicht doch keine Halbweltler sind. Da gibt es den kleinen Wahrsager, der aus den Handlinien liest, den bekannten Allerweltskünstler, der den Rauch durch Augen und Ohren bläst. Auch manche der braven Frauen, die auf dem Ketzerberg ihr mühseliges Gewerbe betreiben, stattet dem „Trichter" ihren Besuch ab. Es geht, wie gesagt, sehr bunt zu. Sogar bessere Menschen trifft man manchmal dort unten: Leute, die hinkommen, um sich aus Interesse den Betrieb anzusehen oder sich gar eins der kleinen Kätzchen herauszuholen. Und auch Kriminalschutzleute der verschiedensten Ressorts, die hier stets ein Betätigungsfeld finden.

Mit der Umwandlung des „Zeltgarten" in ein Kino wird wohl auch langsam dem „Trichter" die Abschiedsstunde schlagen. In gewisser Hinsicht ist es schade um ihn. Er ist das einzige Breslauer Lokal, in dem es noch wirkliche Romantik gibt. In dem man ein Milieu und Szenen sieht, wie man sie sonst nur in phantasierten Hintertreppenromanen geschildert findet.

Die heutige Zeit hat kein Verständnis für Romantik. Und ein Opfer dieser poesielosen Zeit wird wohl auch der „Breslauer Trichter" werden — — — Georgios.

Abendbekanntschaften

I.

Die Gartenstraße abends um halb neun. Am Tage ist sie die belebteste Geschäftsstraße Breslaus. In den Auslagen der großen Firmen, die hier ihre Geschäftslokale haben, sieht man die verschiedensten Waren. Wenn der Abend hereinbricht, wenn die Läden geschlossen werden, wird auf der ganzen, langgestreckten Straße nur mit einer Ware gehandelt. Mit Liebe. Liebe in allen Sorten, in allen Preislagen, in allen Schattierungen. Von der Viertelstunden-Liebe in irgend einem dumpfen Dirnenquartier bis zum soliden Verhältnis, das mindestens bis zum nächsten Morgen dauert. Oder auch länger. Je nach dem Temperament oder dem Geldbeutel des Käufers.

Die wenigsten Menschen haben Neigung zu ihrem Beruf. Tausende gibt es, die schwer seufzen unter dem Joch ihrer Arbeit, die sie ausüben müssen, um das armselige Dasein zu fristen; die nichts so sehr hassen wie ihr Geschäft, ihr Handwerk, ihre gewohnte Pflicht. Aber mit der Zeit lernen sie resignieren und knirschen nur ab und zu, wenn die Fron gar zu drückend wird, verbissen mit den Zähnen. Und dann trotten sie mit gesenkten Köpfen weiter wie übermüdete Arbeitspferde. Nicht so die Dirne. Sie resigniert nie. Sie wird höchstens stumpf und gefühllos. Aber trotz aller Stumpfheit vergeht kein Tag, an dem sie nicht ihr Gewerbe aus tiefstem Herzen verflucht. Ich kann mir keine Dirne kaufen. Denn ich weiß, daß sie jeden, den sie mit sich nimmt, aus der tiefsten Tiefe ihrer mißhandelten Dirnenseele verflucht, bevor sie sich ihm hingibt. Dieser ewige Fluch ist bei ihr so Gewohnheit geworden, daß sie es vielleicht garnicht mehr weiß, wenn sie ihn ausstößt. Wie anderen Menschen der Vorgang des Atemholens kaum noch zu Bewußtsein kommt. Kann es ein traurigeres Los geben, als für elendes Geld die ekelhaften Liebkosungen jedes Schmutzians erdulden zu müssen? Und für diesen Schmutzian sich außerdem zu putzen und ihm noch schöne Augen zu machen, daß er überhaupt die Gnade hat, mitzukommen! Nein, es macht keinen Spaß, dem Vergnügen der anderen auf der Straße nachzulaufen, und man kann, ohne eine Ausnahme zu machen, sagen: alle die Unglücklichen, die das Geschäft der Liebe betreiben, haben keine Liebe zum Geschäft. —

II.

Vor mir, auf der abendlichen Gartenstraße, trippelt eine Maid. In dünnem graukariertem Sommermäntelchen, die Hände tief in dessen Taschen vergraben. Um den Hals schließt sich ein wehender, giftgrüner Schal, dessen beide Enden hinter der Trägerin herflattern. Die Absätze sind schief getreten, mit Entsetzen denkt man an die Unterwäsche, die das Mädel tragen muß. Die Kleine merkt, daß ich zwei Schritte hinter ihr her bin, dreht sich einmal kurz um und zuckt dann, wie eine, die sich in ihr Schicksal fügt, gleichmütig die Achseln. Als wollte sie sagen: Na, schön, einen Bessern find'st du nit'. Um mir die Annäherung zu erleichtern, bleibt sie vor dem ersten besten Schaufenster stehen und beobachtet mich mit scharfen Seitenblicken. Es ist ausgerechnet die Auslage eines Zigarrengeschäftes, vor dem sie Halt gemacht hat, und da ist es sehr schwer, eine passende Anknüpfung zu finden. „Fräulein, rauchen Sie?“ Diese Frage ist nicht sehr geistreich. Aber habe ich die Verpflichtung, abends auf dem Talon einem schäbigen Strichninchen gegenüber geistreich zu sein? Noch dazu bei diesem ekelhaften Novemberwetter. Sie mustert mich scharf, nach „Schmiere“ scheine ich ihr nicht auszusehen; mit argwöhnischen Blicken sucht sie die Stelle meines Paletots, wo andere Sterbliche gewöhnlich die Brieftasche zu tragen pflegen, zu durchbohren. Durch ihre kältegerötete Stupsnase zieht sie die Luft ein, wie ein Jagdhund, der Witterung sucht. „Ich geh' noch ein Stickel spazieren,“ meint sie dann und läßt zwei Reihen schlechtgepflegter, gelber Zähne mit klaffenden Lücken sehen.

Gott, was zieht mich zu diesem verwahrlosten Geschöpf? Abenteuersucht? Was für ein Abenteuer könnte ich hier schon erleben! Irgend eine Laune, der Drang, meiner Einsamkeit für ein paar kurze Stunden zu entrinnen, Einblick in ein fremdes Schicksal zu gewinnen, treibt mich, die Maid zu einer Tasse Kaffee einzuladen.

Sie schüttelt den Kopf, sie wirft mir von unten herauf noch einmal einen scheuen Blick zu und meint dann: „Nee, ich hab' keene Zeit, ich muß jetzt was vadienen...“ Und nach einer Sekunde fügt sie hinzu: „Seit gestern hab' ich die Kontrolle.“

Ich verspreche dem Mädel, daß ich sie für den Zeitverlust entschädigen werde, und wenige Minuten später sitzen wir in einer Kaffeeklappe der oberen Gartenstraße. Es ist ein Kellerlokal, zu dem wenige Stufen hinunterführen, und ein angenehmer Brodem von Tabaksqualm, Kaffeeduft und Heringssalat füllt den mittelgroßen Raum. Der Tisch neben dem geheizten Ofen im Hintergrunde des Lokals ist frei. Das Mädel fällt übermüdet auf die Bank, die sich längs der getünchten Wand hinzieht und lehnt den Oberkörper an die wohlig warmen Kacheln. Die roten, rissigen Hände mit den Trauerrändern unter den zerbissenen Nägeln, die sie aus der Tasche zieht, sind wie erstarrt. In kurzen Zügen schlürft sie den heißen Kaffee aus der zersprungenen Tasse und löffelt dazu ein Gebäck, aus dem eine braune Masse hervorquillt wie verdünnter Gummiarabicum.

Und dann, nachdem sie sich gestärkt und erwärmt hat, umschließt sie mit ihren roten, knochigen Fingern meine Hand, drückt unterm Tisch ihre Knie zärtlich an das meine. Sieht mich an mit der Dankbarkeit eines Hundes, der von seinem Herrn einen guten Bissen empfangen hat. Sie duzt mich, mit einer Selbstverständlichkeit, als wären wir alte Bekannte.

„Weißt Du, ich bin nämlich erst vorche Woche aus Kletschkau entlassen worden. So ein verdammtes Aas, ein Grüner, hat mich angezeigt, weil ich mich hab' von einem Freier ansprechen lassen. Und da bekam ich sechs Wochen und die Kontrolle, weil es schon das drittemal war.“

Sie erzählt das mit einer Stimme, wie man von irgend einm gleichgültigen Erlebnis berichtet.

„Hast Du 'ne Bleibe?“ frage ich.

„Nee, aber ich bin nich müde. Ich hab' die ganzen sechs Wochen in Kletschkau gepennt. Wir können ja in eene Absteige geh'n. Ich bleib' ooch bis morgen früh. Gelt,“ ein zärtlicher Blick aus blöden Kalbsaugen umspannt mich, „Du schenkst mir was...?“

Du schenkst mir was! Sie nennt keine bestimmte Summe, sie fordert nichts. Sie überläßt es meinem Gutdünken, ihr etwas zu geben, und wird mit allem zufrieden sein. Ach, das strohblonde, blöde Ding wird es in seinem Gewerbe nie zu etwas bringen, wird nie seidene Kleider und Pelzjacken tragen und wird einst, wenn sein Leib frühzeitig ausgemergelt ist, in der Gosse draufgehen. Oder wenn sie Glück hat, wird sie auch enden in einem harten, aber sauberen Spitalbett.

Wir stehen wieder draußen in der naßkalten, stürmischen Novembernacht. Das Mädel hat sich zutraulich bei mir eingehakt und sieht mich aus guten, dummen Augen liebevoll an. Ich drücke ihr ein paar Scheine in die Hand. Mit einem fast brutalen Ruck stoße ich dann ihren Arm, der schwer auf dem meinen liegt, zurück. Ekel packt mich. Wie verfolgt stürze ich davon. An der nächsten Ecke sehe ich mich um. Die Kleine steht wie erstarrt auf dem alten Fleck, mit offenem Mund glotzt sie mir nach. Um ihre Schultern wehen die beiden Enden des Schals wie eine Trauerfahne. Endlich macht sie Kehrt und verschwindet im Dunkel der Straße. Die wie ein Ungeheuer den furchtbaren Rachen nach ihr aufsperrt — — —

III.

Eine kleine, aber renommierte Konditorei in einer Querstraße der Schweidnitzer Straße. Nächste Nähe des Ringes. Das Lokal ist bekannt durch seine köstlichen Torten, sein wundervolles Hefegebäck und die kleinen Mädchen, die hier verkehren. Und die das allerknusprigste sind, was man hier vorfindet. Man kann hier eigentlich keine Abendbekanntschaften machen, denn das Lokal wird pünktlich schon um ½8 Uhr geschlossen, und der Hauptbetrieb ist in den Nachmittagsstunden. Zur Five o'clockzeit. Schließt man hier auch keine Freundschaften am Abend, so schließt man sie doch für den Abend. Und die darauffolgenden Stunden. Das läuft im Effekt auf dasselbe hinaus.

Wie jede gemütliche Konditorei hat auch diese ein Hinterzimmer. Nebenbei gesagt: Konditoreien ohne Hinterzimmer sind meistens weder lukrativ noch existenzberechtigt. Marmortische, rote Samtpolster, an den Wänden ein paar mittelmäßige Kupferstiche. Aber der schönste, weil lebende Wandschmuck, ist die Weiblichkeit, der im schönen Kranz den Raum säumt. Jeder Geschmack wird hier befriedigt, man kann sich das Passende auswählen wie vorne das Gebäck auf dem Ladentisch. Notabene: wenn das einem gerade Zusagende nicht schon vergriffen ist, was auch hin und wieder vorkommt.

Es herrscht hier ein gedämpfter Ton, man wahrt äußere Vornehmheit, die Gäste bilden eine kleine Gemeinde, in der jeder jeden kennt. Ein Hauch zarten Verständnisses durchzieht den Raum, die Atmosphäre ist auf Moll gestimmt. Die kleinen Mädchen lesen eifrig in zerblätterten Journalen und blicken prüfend auf, sobald ein männlicher Gast das Lokal betritt. Die Blicke sind taxierend, mißtrauisch, oft von einem leisen Zwinkern begleitet. So prüft ein argwöhnischer Konkursverwalter die Bücher eines unehrlichen Bankerotteurs.

Da es in diesem Lokal, wie gesagt, sehr vornehm zugeht, so wäre es taktlos, wollte man eine der Damen, die einem wohlgefällig erscheint, ohne weiteres ansprechen. Man setzt sich an ihren Tisch und läßt erst nach wenigen Minuten eine Bemerkung fallen, die möglichst geistreich sein muß. Etwa: „Nicht wahr, mein Fräulein, das Gebäck ist vorzüglich?“ Daraus ergibt sich von selbst die angeregteste Unterhaltung, in deren Verlauf man die Schöne einladen darf, noch etwas von diesen angenehmen Schleckereien zu konsumieren. Was fast nie abgelehnt wird. Nichts bringt bekanntlich die Menschen näher zusammen, als ein gutes Essen, und das Stück Apfeltorte, das hier ein Gent seiner Auserkorenen spendierte, war oft die Vorspeise eines Soupers leiblicher und geistiger Genüsse; eines Soupers, bei dem das Dessert in irgend einer gemütlichen Junggesellenbude verspeist wurde oder im traulichen Zimmer eines Stundenhotels.

Die kleinen Mädchen, die man hier trifft, sind meist junges Gemüse. Doch mit dem Raffinement erfahrener Bardamen.

Als Nachtportier im Stundenhotel

Skizzen aus dem Breslauer Nachtleben.

Von Moriturus.

Ein Roman aus dem Leben.

Wo ist der Dichter, der Laster und Verworfenheit, Brutalität und Wollust, Leidenschaft und schmerzvolle Hingabe zu dramatischem Leben gestaltet?! Die kleinen, schäbig ausgestatteten Räume unseres Stundenhotels mit den feuchten Wänden und den fleckigen Tapeten sind oft der Schauplatz jammervollster Tragödien. Erschütternder und spannender kann sie auch der routinierteste Bühnenschriftsteller nicht ersinnen. Seine Gestaltungskraft erlahmt vor der Wucht des furchtbarsten aller Autoren: dem Leben. Bedauernswert das entsetzliche, zermürbende, Geist und Körper zerrüttende Leben jener, deren Arbeitsfeld zur Nachtzeit das Stundenhotel ist.

Schrill rasselt der Fernsprecher in meiner Portierloge. Eine Männerstimme meldet sich. Ob für heute abend noch ein Zimmer zu haben sei. Ich bejahe. Der unbekannte Sprecher will wissen, ob das Zimmer auch behaglich und warm und sauber sei. Ich erwidere, daß der Herr noch das beste Zimmer des ganzen Hauses bekommen könne, das allerdings doppelt so viel koste wie alle übrigen. Der Fremde meint, der Preis spiele keine Rolle und bittet mich, ihm das Zimmer unter allen Umständen zu reservieren. Er würde es bereits am frühen Abend beziehen. Und dann, ich will bereits den Hörer anhängen, tut der Unbekannte noch eine Frage: Ob das Zimmer auch völlig ungeniert sei und ob die Betten sich in tadellos sauberem Zustande befänden. Denn — — hier räuspert sich der Frager und überläßt es meinem Scharfsinn, zu erraten, was auf das „denn“ noch folgen sollte. Der Herr ist offenbar ein Angehöriger der sogenannten besten Kreise, der es sonst wohl für unter seiner Würde hält, ein Stundenhotel aufzusuchen, und es heute nur unter dem Zwange der herrschenden Wohnungsknappheit tut. Ach ja, auch die sturmfreien Buden sind rar geworden, und Amor senkt trauernd die Flügel vor dem möblierten Zimmer mit Flureingang, in dem jetzt eine sechsköpfige Flüchtlingsfamilie haust.

Ein seltsam lauer, düfteschwerer, früh hereinbrechender Novemberabend. Graue Nebelschwaden wogen um die trübe flackernden Gaslaternen der menschenleeren Straße. Das Pflaster ist feucht und glitschig, obwohl es den ganzen Tag nicht geregnet hat. An der Ecke, im flüsternden Gespräch stehen zwei Dirnen. Jedesmal, wenn ein männliches Wesen die Straße passiert, unterbrechen sie ihre Unterhaltung und locken mit einem halblauten „Pst! Pst!“ Bis jetzt immer vergeblich. Endlich bleibt ein einsamer Wanderer, ein älterer Herr in Lodenpelerine und mit grauen Bartkoteletten, vor den beiden Frauen stehen. Es entspinnt sich ein angeregtes, minutenlanges Gespräch. Der Herr schüttelt den Kopf und will seinen Weg fortsetzen. Da ruft ihn eine Straßenfrau zurück, hakt sich kurzerhand bei ihm ein und das Paar verschwindet gedämpften Schrittes in der dunklen Quergasse.

Von fern wird das Rattern eines Autos hörbar. Seltsam hallt es wider in der abendlichen, öden Straße. Der Ton kommt immer näher, wie ein riesiger, schwarzer Käfer biegt der Wagen um die Ecke. Die beiden Scheinwerferlampen erhellen mit blendendem Strahl das abendliche Dunkel. Das Gefährt hält vorm Hotel, doch der Motor wird nicht abgestellt. Er faucht und rattert wie ein wütender Kater. Undeutlich gewahre ich auf dem Führersitz den trotz der lauen Witterung in hochgeschlagenen Pelz gekleideten Fahrer. Tief ins Gesicht gezogen trägt er eine reich bestickte Livree-Mütze.

Der Schlag öffnet sich, ein Herr mit gleichfalls hochgeklapptem Mantelkragen springt heraus, ein kurzer Ruf an den Führer, und schon setzt sich der Wagen wieder in Bewegung. Der Motor verstummt, lautlos verschwindet das Gefährt im Dunkel.

Etwas zögernden Schrittes betritt der Herr das Haus. Unter seinem Mantel wird ein wohlgebügeltes, schwarzes Beinkleid sichtbar. Ganz spitze Lackhalbschuhe glänzen in geradezu aufreizender Schwärze. Der Fremde ist ein junger Mann, Ende der zwanziger Jahre, mit hagerem, durchgeistigtem Gesicht und braunem, kurz geschnittenen Schnurrbart. Wie ich vermutete: ein Angehöriger der besten Kreise.

Leicht hebt er die Hand zum Gruß an den Hut. In der Linken trägt er eine kleine, aber schwere Reisetasche aus braunem Rindleder. „Kann ich das Zimmer sehen, das ich am Nachmittag telephonisch bestellt habe?“ Seiner Stimme hört man eine kleine Verlegenheit an.

Ich führe den Herrn hinauf in den besten der vorhandenen Räume: in das Prachtzimmer Nr. 16. Kritisch sieht er sich um und ist anscheinend nicht sonderlich entzückt: „Haben Sie wirklich nichts Besseres?“ fragt er mit indignierter Miene. Ich verneine, und da macht er sich daran, das Zimmer eingehend zu mustern. Seufzend betrachtet er den fleckigen, verblaßten Teppich, den Wasserkrug mit dem abgeschlagenen Henkel, die zerrissenen, wehmütig herabhängenden Gardinen. Zuckt die Achseln und meint dann: „Wenn Sie Zeit haben, Portier, dann können Sie mir helfen, das Zimmer ein wenig in Ordnung zu bringen. Es ist sehr unbehaglich hier. Dann ziehen Sie vor allen Dingen mal die Betten ab!“

Ich muß wohl ein etwas verblüfftes Gesicht gemacht haben, denn er wiederholte: „Ziehen Sie sie mir ab, ich habe meine eigenen Bezüge mitgebracht. Die Bettwäsche im Hotel riecht immer nach schlechter Seife!“

Er legt selbst mit Hand an, und bald liegen Laken und Bettücher zu einem Bündel gehäuft in der Ecke. Dem kleinen Reisekoffer entnimmt der junge Mann geblumte Damastbezüge von schneeiger Weiße. Die Linnen strömen einen süßen Wohlgeruch aus. Es ist ein schweres, fremdländisches Parfüm von fast atembeklemmender Schwüle. In wenigen Minuten sind Kopfpolster und Oberbett frisch überzogen. Ja, nun sieht das Lager freilich anders aus. Mit spitzen Fingern nimmt der junge Mann die abgeschabte grüne Plüschdecke vom Tisch und wirft sie achtlos zu dem Wäschehaufen in der Ecke. Auch der wacklige Tisch erhält eine Decke von schwerem, altersgelbem Damast. Weiter entnimmt der seltsame Gast seinem schier unerschöpflichem Koffer feinstes Porzellangeschirr, hohe Spitzgläser von feinstem Kristall, schwere silberne Bestecks und zum Schluß zwei sorglich in Seidenpapier gehüllte Flaschen. Gelbe Staniolkapseln lugen aus der Papierumhüllung hervor. Mit der Virtuosität eines gelernten Tafeldeckers richtet er den Tisch, setzt Teller, Gläser und Bestecks an ihren Platz, faltet mit wenigen Griffen die Servietten zu wahren Kunstwerken. Und weiter holt er aus seinem unergründlichen Koffer eine große Pappschachtel. Sie ist bis zum Rand gefüllt mit Blumen. Weiße, seltsam geformte Orchideen, weiße, vollerblühte Rosen, die einen betäubenden Duft ausströmen, und weiße, langstielige Treibhausnelken. Mit beiden Händen greift der junge Mann in die Schachtel und schüttet wahllos Orchideen, Nelken und Rosen über die Tafel. Teller und Tuch sind bedeckt mit schneeig schimmernden Blüten. Einzelne gleiten hinab und liegen nun gleich weißen Flocken auf Stühlen und Teppich. Der Karton ist noch halbgefüllt, der Fremde nimmt, was seine Hände tragen, und streut die duftende Pracht im Zimmer umher, den Rest schüttet er über das lockend hergerichtete Lager. Die drei schönsten Rosen sucht er zusammen und legt sie auf das Kissen des einen der Betten.

Der Raum ist völlig verwandelt. Das unwirtliche Zimmer des Stundenhotels ist verschwunden, und wie durch Zauberkraft entstand ein reizendes, behagliches, kosiges Nestchen, wie es die verwöhnteste Weltdame sich nicht besser wünschen kann. Ein Nestchen, geschaffen zur Liebesrast.

Der junge Mann blickt sich befriedigt um, zieht dann die Uhr, sein Gesicht verrät Unruhe und Ungeduld. Mit mir zusammen tritt er hinaus auf den Korridor, geht die Treppen hinab und bleibt in der Haustür stehen. Aufmerksam späht er in die dunkle Straße, seine Blicke suchen die Nacht zu durchdringen, sein Gesicht ist gerötet wie das eines Fieberkranken. O, diese martervolle, peinigende Ungeduld! Der schlimmste Feind aller Liebenden!! —

Endlich, nach einer unendlich langen, bangen Viertelstunde, biegt eine Droschke in die ausgestorbene Straße ein.

Großstadt-Nepp

Geneppt wird, wenn man es genau nimmt, überall. So und soviele Berufszweige leben bloß vom Nepp. Darauf näher einzugehen wäre taktlos. Hier will ich nicht auf den Nepp allgemein eingehen, sondern einige ganz besonders krasse Fälle von Nepp anführen.

Zwei Herren der besten Breslauer Gesellschaft, verheiratet, aber trotzdem große Lebemänner, sitzen in einer hiesigen sehr vornehmen Konditorei in der Ohlauer Straße. Etliche Tische neben ihnen sitzen zwei Damen in den dreißiger Jahren, sehr vornehm und elegant, offensichtlich Damen der besten Gesellschaft. Und die beiden Herren riskieren es, die Damen anzusprechen. Und bekamen keinen Korb. Aus den Reden der beiden Damen erhellte, daß die eine die Dattin eines Beamten, die andere Offizierswitwe sei. Die Herren gehen abends mit den Damen in ein erstes Weinhaus in der Schweidnitzer Straße, in dem Auto des einen Herrn fahren schließlich alle, noch eine Tasse Mokka zu trinken, in die Wohnung der einen Dame. Sie kommen in eine mit aller Eleganz und Vornehmheit eingerichtete Wohnung in der Gegend der Kaiserbrücke. Nach ihren Angaben ist die eine Dame zurzeit Strohwitwe, ihr Gatte ist auf einer Dienstreise. Und die beiden Herren erleben eine sehr galante Nacht. Und früh tritt die eine der beiden Frauen an den einen Herrn heran und macht ihm klar, trotz aller Peinlichkeit, die es ihr bereite, daß sie so sehr in Geldverlegenheit sei. Der Herr als Kavalier will in die Brieftasche greifen, da tut die vornehme Schöne ganz entsetzt: „Mein Herr, ich bin eine Dame der Gesellschaft, es ist mir so unsagbar peinlich, diese Szene mitzuerleben!“ Und der Herr ist selbst über die Taktlosigkeit, die er sich beinahe hätte zuschulden kommen lassen, indem er einer Dame der Gesellschaft Geld anbot, peinlich berührt. Und kurz und gut: die Dame bittet ihn, ihr doch aus der dringendsten Notlage zu helfen, indem er ihr etliche wertvolle Porzellansachen abkaufe. Der Herr als Kavalier sagt zu, die Dame bietet ihm zwei Porzellantäßchen an. Er erbietet sich galant, sie zu kaufen und fragt dezent nach dem Preise. Und trotzdem ihm 200 Goldmark doch etwas happig scheinen für zwei wenn auch echte Porzellantäßchen, paßt es ihm doch nicht, sich kleinlich zu zeigen, er glaubt auch, damit eine in Not geratene Dame der Gesellschaft zu unterstützen, und nimmt die beiden Täßchen. — Und mit einem Geschäftsfreunde sitzt er nachmittags zur Vesper in derselben Konditorei, in der er die beiden Frauen kennen gelernt hatte. Wieder sitzen sie da. Er grüßt galant hinüber. Da fragt ihn der Geschäftsfreund: „„Kennst Du etwa auch die beiden?“ Da meint der andere ganz stolz: „Nu und ob. Sogar zwei Mokkatäßchen hab ich noch zur Erinnerung!“ Da meint der andere: „Waaaas? Dir haben sie auch welche verkauft? Ich werd Dir meine dazwerkaufen, da haste ein ganzes Service — —!“ — — Dieser Fall ist bis auf den i-Punkt vollste Wahrheit. Es handelt sich wahrscheinlich um zwei Frauen der Gesellschaft, denen ihre soliden Einkünfte nicht das Leben gestatten, das sie einst gewohnt waren, und die nun den „Nebenerwerb“ auf ganz vornehme Art betreiben. Niemand kann ihnen vorwerfen, daß sie für ihre Liebesdienste Geld genommen hätten. Sie verkaufen bloß etwas von ihren Nippessachen. Vornehme Nepptour! — —

Ein auf anderem Gebiete liegender Fall von Nepp: So und so viele Massage-Salons haben ihre Stammkundschaft. Die meisten Männer, die in diesen Salons, auf deren wirklichen Charakter ich bereits öfters zu sprechen kam, verkehren, kommen hin in der Erwartung, nicht etwa eine Prostituierte hier zu treffen, die sie sich ja schließlich auch von der Straße holen können, sondern solide Mädels, die bloß gelegentlich einen Seitensprung machen, aus Abenteuerlust oder weil sie Geld brauchen. Die Sensation in der zahllosen Schar derer, die zu den Stammkunden der Massagesalons gehören, bildete kürzlich das Gerücht, daß bei der Frau — —, die in der Nähe des Hauptbahnhofes einen sehr bekannten Massagesalon unterhält, etwas ganz Neues zu finden sei: ein ganz junges, minderjähriges Mädel. Und der Ansturm war groß; in dem traulichen Halbdunkel des Zimmers durfte so mancher Kavalier ein zärtliches Stündchen mit der Minderjährigen verleben. — Ich höre von der Sache. Gehe aus Interesse hinauf, weil mir aus sonst ganz zuverlässiger Quelle erzählt wird, daß das Mädel tatsächlich noch ganz jung und kein altes, jugendlich zurechtgemachtes Strichninchen sei. Ich will mich überzeugen. Betrete, voll Erwartung dessen, was mir Stoff für den nächsten Artikel geben soll, den Massagesalon. Die Wirtin führt mich in ein sehr gemütliches, halbdunkles Zimmer, schüchtern und verschämt betritt die „Minderjährige“ den Raum. Wie ich sie ansehe, sage ich nur: „Mensch, Toni, seit wann bist denn minderjährig?“ Und die arme, alte, brave Toni, die man allabendlich in einer imitierten Slinksjacke in der Gartenstraße treffen kann, wo sie billiger zu haben ist als im Massagesalon, meint ganz perplex: „Mensch, schreib bloß nich, daß de mir hier getroffen hast. Die janzen Freies denken, ich bin erst fuffzehn. Mensch, wo ick schon vier Jahre Kontrolle hatte! — — —

Gekränkten Hauptes verlasse ich die „Minderjährige“. Muß gehn, um eine Enttäuschung reicher, nachhause.

Großstadt-Nepp! — —

Elga

Klassefrauen von heute

Abends, wenn die Straßenbahnen
Im Nachtnebel matt verglimmen,
Wenn die blassen Kurtisanen
In die Shimmyschuhe klimmen
Und in derangierter Tugend
Und in aufgefärbter Jugend
Sittsam durch die Straßen rauschen
Und Reminiszenzen tauschen,
Die kahlköpfigen Roués
Mit gespickten Portemonnaies
Durch die Nachtlokale wandern,
Um dort, anders als die andern,
Lila Lüste zu genießen,
Die anständigen und miesen
Frauen längst zu Hause sitzen
Und vor Neid und Tugend schwitzen,

Wenn die Kater schwül miauen,
Und die sittsamen Jungfrauen
Längst im Bette liegen sollen,
Aber meistenteils nicht wollen,
Wenn in Diesen und in Bars
Und lauschigen Boudoirs
Mit Gefühl und Schwung geklept wird,
Genasfauert und geneppt wird,
Wenn in schmalen Vorstadtgassen
Luden nach dem Messer fassen,
Irgendwo ein Schreckschuß kracht,
Dann beginnt die allberühmte,
Splitternachte, unverblümte,
Lachende krachende Großstadtnacht
Und aus Straßen, Winkeln, Gassen
Kommen ungezählte Massen
Von dubiosen Existenzen:
Miezi's, Lulu's, Sascha's, Fränze's.
Und ein jedes dieser Mädchen
Mit den storbestrumpften Mädchen
Will, ich bitte nicht zu lachen,
Handgeld machen.

Leichter als die Straßenfrauen,
Die von Mitternacht bis Morgengrauen
Durch die dunklen Straßen wandeln,
Ihre Körper feil verhandeln,
Haben es die eleganten,
Oft so maßlos arroganten
„Frauen mit dem festen Freund“.
Es gibt unter ihnen Frauen von Klasse.
Doch sie verschwinden in der endlosen Masse
Der Klassenfrauen, die keine Klasse sind:
Kulturlos elegant angezogene Frauen
Mit hellblonden Haaren und kohlschwarzen Augenbrauen,
Die parfümduftend durch die Lokale segeln,
In kostbarsten Pelzen. Mit unreinen Fingernägeln. —

Die Klassefrauen von heute haben alles:
Haben Garderobe, Brillanten und Geld.
Doch eins nicht, dessen Fehlen auf die Nerven fällt:
Nicht eine Spur von Kultur.
Sie sind zu schnell zu Geld gekommen.
Haben irgend einen Schieber zum Freunde genommen
Und erdten von dieser Art Kavalieren
Nicht nur die Brillanten. Sondern auch die Manieren.
Man muß allerdings, als Entschuldigung, bedenken,
Daß die, die heut einer Frau die Dollars schenken,
Anderer Art sind als einst.
Die Zeit der großen Kavaliere ist endgültig vorüber,
Wir leben nun einmal in der Zeit der Schieber,
Und eine Frau entwickelt sich nach ihrem Milieu.
Die einstige feudale Haute-volée
Hat heute einen kerngesunden Dalles,
Die Kavallerieoffiziere reisen für Sekt
Oder sind Manager irgend eines Rennstalles
Und in pekuniären Dingen total defekt.
Die Kavaliere, von denen die Frauen etwas lernten,
Haben kein Geld mehr, sind Opfer der Zeit.
Die, von denen sie heute die Gelder ernten,
Haben keine Manieren. Den Himmel schreit
Das Benehmen der „Lebewelt“ von heute.

Kinder der Straße! —
Sie mögen in kostbarsten Kleidern gehen,
Sie mögen sogar Hummern zu essen verstehen,
Sie haben alle etwas in ihrem Wesen,
Woraus es in gleißenden Lettern zu lesen:
Diese Frau, trotz Eleganz und Rasse,
Ist keine Dame von Welt,
Nur eine Frau von der Straße.

Wir leben in einer Zeit
Der Kokotten und Schieber.
Doch diese Zeiten gehen auch einmal vorüber.
Und wir werden auch wieder
Zeiten erleben, die gediegener sind,
Es wird auch wieder
Kavaliere geben, die wirkliche Kavaliere sind.
Und es wird auch wieder ein Frauengeschlecht geben,
Anders als die Frauen von heute sind:
Zehn von hundert sind wirkliche Damen,
Fünfzig von hundert fade Durchschnittskamelotten,
Und die andern: jener Typ von Kokotten,
Die heute die Lebewelt verunzieren
Und mit ihren üblen Stubenmädelmanieren
Das einst so feudale Nachtleben kompromittieren.
Und das nennt sich: „Frau von Klasse“?! — —
Frauen von der Straße!
Klassefrauen von Schiebers Gnaden! — —

Fritz Willmann

Five o'clock — Six o'clock

Von Martin Silmann.

Die cyanenblaue Delfter Uhr, an deren Gehäuse sich ein kokettes Rokokodämchen im geblümten Reifrock lehnte, tat fünf silberhelle Schläge. Wenige Sekunden später schrillte die Flurglocke laut und mißtönend. Ihre Durchlaucht, Fürstin Wera Komaroff legte das Buch, in das sie seit einer Stunde regungslos hineingesehen hatte ohne eine Zeile zu lesen oder eine Seite umzublättern, beiseite und blickte gespannt auf die Tür. Lisette erschien mit einem Strauß purpurroter Dutschirosen. Die Fürstin nahm den Strauß in Empfang und versenkte einen Augenblick ihr Gesicht tief in den Blüten. Das Kärtchen, das zwischen ihnen gesteckt hatte, legte sie, ohne einen Blick darauf geworfen zu haben, in die mattschimmernde Perlmutterschale neben sich auf dem Tischchen.

„Ich lasse bitten."

Lisette verschwand, und kurz darauf betrat Fedor Saljupin das Gemach. Angesichts der Zofe, die ihn geleitet hatte, begnügte er sich, die Hand, die sich ihm entgegenstreckte, an seine Lippen zu ziehen. Doch als er das Schließen der Tür hinter sich hörte, riß er die vor ihm stehende Frau jäh an sich und preßte seinen Mund heiß auf den ihren. In diesem Kuß löschte er die Sehnsucht von vielen endlosen Monaten. Erst nach Minuten gab er sie frei. Sie blickte lächelnd, ohne eine Spur von Verlegenheit, zu ihm auf.

„Immer noch so feurig, mein Freund?"

Er sah sie mit flackernden Augen an. „Wissen Sie, Wera, daß ich seit 18 Monaten auf diesen Augenblick gewartet habe? Daß ich stets an Sie gedacht habe? Wenn ich in enger Schiffskabine durch die Luke auf das Meer sah, wenn ich einsam, abgetrennt von meinen Gefährten, über die Schneefelder Tibets ritt oder schlaflose Nächte in einem dumpfen Araberzelt verbrachte und durch einen Riß in der Leinwand einen Stern —"

Sie lachte auf: ein tönendes, sonores Lachen. Es klang wie das Gurren eines Taubers.

„Sie sind poetisch geworden, seitdem wir uns das letztemal sahen, Fedor!"

„Mag sein. Aber ich wäre auch wahnsinnig geworden, wenn ich nicht vor fünf Tagen in Kairo Ihren Brief erhalten hätte. Er erreichte mich, nachdem er mir durch halb Asien nachgereist war. Am selben Tage ging kein Dampfer mehr ab, ich charterte eine Privatjacht, kam Mittwoch in Neapel an, verbrachte einen Tag und eine Nacht in der Bahn und da bin ich.

Ihre Finger zitterten, als sie den Strauß in eine Vase stellte.

„Da sind Sie — und nun erzählen Sie mir, was Sie erlebt haben auf Ihren Reisen."

„Nichts, Wera — nichts habe ich erlebt. Während der ganzen Zeit, ob ich schlief oder wachte, ich sah nur Sie; aus dem Rauschen des Meeres, aus dem Klingen des Wüstensandes, wenn der Wind darüber hinstrich, vernahm ich nur Ihre Stimme. Es war ein monatelanger Traum, aus dem ich erst erwachte, als ich Ihren Brief — — —"

„Welchen Brief?"

„Den Brief, worin Sie mich zu schleunigster Rückkehr aufforderten, und der mich vor 5 Tagen im Hotel d'Angleterre in Kairo erreichte."

Sie sah ihn mit einem seltsamen Lächeln an. „Das muß ein Irrtum sein, von einem solchen Brief weiß ich nichts."

„Wie?" Er sprang auf, zog sein Portefeuille hervor und entnahm ihm mit bebenden Fingern ein zerknittertes Schreiben. „Diese Zeilen stammten nicht von Ihnen? Man hätte Ihre Handschrift nachgeahmt?"

Sie nahm ihm den Bogen aus der Hand und hielt ihn über die Flamme des Samowars, wo er langsam zu Asche wurde.

„Mein Freund, eine Frau fordert nie den Geliebten, mit dem sie sich erzürnt hat, auf, zu ihr zurückzukehren. Niemals! Und selbst wenn sie es tut, so muß er sich den Anschein geben, als ob er den ersten Schritt zur Versöhnung getan hätte."

Fedor wurde rot. Tief beugte er sich über ihre Hand. „Verzeihen Sie mir, Wera. Ich danke Ihnen für diese Lektion."

Sie strich liebkosend über seinen blonden Scheitel. „Ich verzeihe. Und nun erzählen Sie mir von Ihren Erlebnissen."

Sie goß den Tee ein und stellte das Täßchen, aus dem feine Rauchwölkchen aufstiegen, vor ihn hin. Er stürzte das heiße Getränk hinunter, ohne zu wissen, was er tat, und ließ dabei den Blick nicht von ihr; mit heiserer Stimme fragte er: „Darf ich mich nach dem Befinden Seiner Durchlaucht erkundigen? Er weilt augenblicklich in Petersburg?"

Sie zeigte lächelnd ihre weißen Zahnreihen mit dem metallischen Schmelz.

„Das haben Sie also schon ausgekundschaftet?"

Er wollte erwidern, daß sie ihm die Tatsache der Abwesenheit des Fürsten in ihrem Briefe selbst mitgeteilt hätte, aber er dachte rechtzeitig an die Lehre, die ihm eben erteilt worden war.

„Ganz recht; ich zog natürlich Erkundigungen ein, bevor ich hierher kam."

Ihre Finger zerbröckelten langsam ein Sandwich. Das lachsfarbene Teagown, das ihre Gestalt umfloß, hatte am Hals einen winzigen, herzförmigen Ausschnitt, durch den ein Stückchen rosige Haut schimmerte. Er küßte sie auf diese Stelle, während zwischen ihren halbgeöffneten Lippen ein leises, gurrendes Lachen perlte . . .

Da war es, wie wenn „Paradieshelle mit tiefer schauervoller Nacht" wechselt. Zwischen glutvollen Küssen und gestammelten Liebesworten ein krächzender, kaum hörbarer Laut, ein kurzes heiseres „Aeh — hm", aber der Frau klang es furchtbarer wie das Grollen eines nahenden Gewitters. Seine Durchlaucht, Fürst Komaroff stand plötzlich im Gemach — elegant, hager, mit hängenden Schultern — wie immer. Wie immer flüsterte er nur, und seine hüstelnde Stimme verriet nicht die geringste Erregung. Weder Haß noch Spott hörte man heraus.

„Pardon, ich — ä — hm — ich störe doch nicht?"

Die Frau schnellte auf, fiel zitternd in die Knie und erhob sich wieder. Als er eine zufällige Bewegung machte, schrie sie gellend auf. Er trug stets eine Waffe mit sich, ein zierliches, federleichtes Ding, ein Spielzeug, aber scharf geladen, das wußte sie. Sie duckte sich an die Wand, die entsetzten Augen starr auf ihn gerichtet — die Hände schützend vor Brust und Gesicht erhoben. An die Wand gepreßt, schlich sie — noch trennten sie zehn Schritte von der Tür — wenn er jetzt die Waffe hervorzog! Aber nein — er stand mit schlaff herabhängenden Armen und rührte sich nicht. Die Rechte hielt den spiegelnden Zylinder. Jetzt — noch zwei Schritte — jetzt — jetzt konnte sie die Klinke greifen. Sie streckte die Hand aus — ein Sprung — wie ein gehetztes Wild, — sie war draußen.

Der Fürst hatte ihre Bewegungen verfolgt — regungslos. Ueber seinen blutleeren, fast weißen Lippen hing der dünne schlohweiße Schnurrbart. Er hatte den Kopf gesenkt — wie stets; sein Blick war zu Boden gerichtet, als ob er etwas suche. Nie hob er den Kopf. Wenn er sprach, konnte man glauben, daß er an jemanden, der vor ihm auf den Knien lag, das Wort richtete.

Ein Diener trat ein, nahm ihm den Zylinder aus der Hand, half ihm aus dem Pelz. Der Fürst ließ es geschehen, ohne die Arme zu heben. Auch als der Diener längst gegangen war, stand er noch regungslos, den Blick auf das Fell geheftet, das sich unter seinen Füßen breitete. Er war unter Mittelgröße, seine haarlose Kopfhaut glänzte wie poliert.

Saljupin, der bis jetzt bleich am Fenster gelehnt hatte, trat näher. Er redete den Mann, der gleich einer Statue dastand, an.

„Durchlaucht" — seine Stimme klang etwas gepreßt — „ich bin natürlich zu jeder Genugtuung bereit." Er nahm die Karte, die neben ihm in der Perlmutterschale lag und kritzelte ein paar Worte darauf. „Meine Adresse bitte!"

Der andere streckte nicht die Hand aus, um die Karte entgegenzunehmen. Saljupin legte sie wieder in die Schale, verbeugte sich kurz und ging zur Tür. Der weiche Perserteppich machte jeden Schritt unhörbar. Der Fürst sah ihm nach bis er die Tür halb geöffnet hatte. Da sprach er — seit Minuten das erste Wort — flüsternd, kaum vernehmbar:

„Aeh — hm — einen Augenblick, bitte."

Saljupin wandte sich um. „Durchlaucht befehlen?"

Es dauerte eine Weile, bis der Fürst antwortete.

„Wir wollen ä — hm — die Sache gleich abmachen. Haben Sie Zeit?" Saljupin nickte. Da tat der Fürst die erste Bewegung, seitdem er das Zimmer betreten hatte. Mit steifen Beinen, langsam Schritt vor Schritt setzend, begab er sich an den Schreibtisch. Er drückte beim Gehen nicht die Knie durch, und es sah aus, als ob eine aufgezogene Puppe durch den Raum stelzte. Er nahm ein paar Bogen aus einer Mappe und glättete sie mit der zitternden Hand. Immer mit derselben eintönigen, flüsternden Stimme sprach er: „Wenn Sie noch einige Verfügungen zu treffen haben, für den Fall daß — ä — hm — Sie verstehen." Er schob einen Sessel zurecht und winkte Saljupin Platz zu nehmen.

Dieser folgte — willenlos, ohne zu wissen, was mit ihm vorging. Komaroff begab sich mit seinen seltsamen, automatenhaften Schritten ins Nebenzimmer, und Saljupin saß vor dem Schreibtisch, die Feder in der Hand, ohne eine Zeile zu schreiben. Auf dem weißen Bogen vor ihm flimmerten rote und grüne Punkte Was tut er — was hat er im Sinne, dachte er. Er zwang sich irgend etwas zu schreiben, aber er setzte die Feder so hart an, daß sie zerbrach. Aus dem Nebenzimmer vernahm er durch die offenstehende Tür das Entkorken einer Flasche und das Klirren von Gläsern. Trotzdem der Mann drinnen niemals die Stimme hob und hüstelnd und krächzend gleichsam zu sich selbst sprach, vernahm der vor dem Schreibtisch Sitzende jedes Wort.

„So ist die Sache nämlich ä — hm — viel bequemer. Beim Morgengrauen aus den Federn — brr — und dann wissen Sie im Bois ist's jetzt feucht, und meine alten Knochen — ä — hm — vertragen das nicht. Selbst wenn man Glück hat, einen Schnupfen holt man sich auf jeden Fall."

Nun erschien er wieder in der Tür. In seiner zitternden Rechten balancierte ein Tablett mit zwei Gläsern. Zwei ganz gleiche Gläser waren es, mit gedrehten Stielen und jedes bis zum Rande gefüllt mit dunklem kupferfarbenen Bordeaux. Schlürfend kam er näher Er stellte das Tablett vor Saljupin auf die unbeschriebenen Bogen und zog sich gleichfalls einen Sessel heran. Vorsichtig, als ob dieser zerbrechlich wäre nahm er Platz. Aechzend bemühte er sich, ein Bein über das andere zu schlagen. Er stöhnte, als ihm das gelungen war; offenbar plagte ihn die Gicht.

„Auch bin ich — ä — hm — kein Gegner mehr. Früher — da hätte ich es mit jedem Kunstschützen aufgenommen. Aber heute zittert meine Hand — fortwährend — sehen Sie?" Er hielt seine schwankende, mit zahllosen Fältchen bedeckte Rechte in die Höhe. „Das kommt vom vielen Sekt — ä — hm —, und die Weiber — hi — hi — die Weiber sind schuld daran." Er kicherte in sich hinein, als ob er eine amüsante Anekdote erzählt hätte.

„Was — was bedeutet das?" stieß Saljupin heiser hervor und wies auf die Gläser.

„Sollen Sie — ä — hm — bald erfahren. Das sind zwei ganz gleiche Gläser, nicht wahr? Ein feines Weinchen — ä — hm — Chateau Laroche, wird Ihnen schmecken. Ein Glas werden Sie trinken, das andere ich.

Sie werden wählen, welches Sie trinken wollen. In einem — ä — hm — ist ein Schuß Arsenik drin, nicht viel, aber genug, um Ihnen oder mir — ä — hm — innerhalb einer Minute den Garaus zu machen. Sie brauchen nicht zu verzweifeln", krächzte er, als er sah, daß Saljupin bleich wurde. „Können Glück haben — ä hm. Dann bin ich ein toter Mann und Sie gewinnen das Leben — ä — hm — und die Frau dazu. Hat weiche Arme, das Täubchen, nicht? He — he! Also, welches Glas nehmen Sie?"

Das — das geht doch nicht, das ist ja Wahnsinn, wollte Saljupin erwidern, doch in seiner Kehle steckte ein Pfropfen, der keinen Laut hervorließ. Der Gedanke, daß er den alten Mann mit einem Schlage zu Boden strecken könnte, kam ihm nicht. Komaroff erhob sich schwerfällig und Saljupin tat wie hypnotisiert dasselbe. Die schwarzen Aeuglein des Fürsten funkelten ihn plötzlich drohend an. Und im Bann dieses Blickes faßte er nach einem Glase. Er sah nicht hin, welches er ergriff. Komaroff erhob das andere und brachte es an seine Lippen. Saljupin mußte das Gleiche tun — irgend etwas zwang ihn. In wenigen langen Zügen leerte der Fürst sein Glas — kein Tropfen blieb darin. Saljupin spürte etwas Feuchtes auf seiner Zunge, ohne einen Geschmack zu empfinden. . Nur glühendheiß war es und rann ihm die Kehle hinab — ah! — er schwankte, das Kristall klirrte an seinen Zähnen. Der kleine glatzköpfige Mann hatte auf einmal seine Steifheit verloren. Er sprang hinzu, stützte den Schwankenden, nahm ihm den halbgeleerten Kelch aus der Hand und stellte ihn auf den Tisch. Fast liebevoll hielt er den Unterlegenen, der schwer in seinen Armen lag, umfangen. „Haben — ä — hm — Pech gehabt", flüsterte er. „Hätten das andere Glas nehmen sollen, junger Mann; jetzt ist's zu spät."

Die Last wurde ihm zu schwer, vorsichtig ließ er sie zu Boden gleiten. Das Gift tat seine Wirkung. Der Kopf des Sterbenden, der auf dem drohend aufgerissenen Maul des Eisbärfelles lag, wurde hin und her geschüttelt, die Finger krallten sich in das weiße Vließ, zupften dicke Haarbüschel heraus. Allmählich erstarben die Bewegungen — —

In den Körper des Greises war die alte Schwerfälligkeit zurückgekehrt. Mit spitzem Finger tupfte er auf den Knopf der elektrischen Glocke und stapfte dann steifen Schrittes zur Tür. Oeffnete einen schmalen Spalt und wartete, bis jemand von den Domestiken erschien.

„Melden Sie — ä — hm — ihrer Durchlaucht, ich lasse hier um eine Unterredung bitten. Und sagen Sie dem Chauffeur, daß er — ä — hm — in zehn Minuten vorfahren soll."

Leise schloß er wieder. Dann tastete er sich zum Schalter an der Wand und drehte das Licht aus. Nun war es ganz finster. Nur die Bogenlampe von der Straße warf einen schmalen Lichtstreifen ins Zimmer — schräg auf die Dielen — und tauchte das Gesicht des Toten in einen bläulichen Schein. Der Greis schob einen Sessel in eine Zimmerecke unter eine niedrige spitzblättrige Palme. Aechzend kletterte er hinein — wie ein kleines Kind. Seine schmächtige Gestalt verschwand zwischen den Polstern und der hohen Rückenlehne. Das spitze Kinn berührte fast die Brust, die kurzen Beine, die nicht bis zum Boden reichten, hingen leblos in der Luft. So saß er und wartete — sah — ohne selbst gesehen zu werden.

Dann stand die Frau auf der Schwelle. Hoch aufgerichtet — sie flüsterte etwas. Es war der Name des Fürsten. Er antwortete nicht. Sie betrat das Gemach — zaghaft, als fürchtete sie eine Gefahr. Noch hatte sie den Toten auf dem Boden nicht bemerkt. Doch im Näherschreiten entdeckte sie den dunklen Körper — stutzte — begriff — und der Schrei, mit dem sie sich über den Geliebten stürzte, alarmierte das Haus. Leute stürzten herbei — das Licht flammte wieder auf — die Zofe, der Diener, der Kutscher liefen ins Zimmer. Sie wichen erschreckt zurück — das Mädchen beugte sich über die Frau — bettete sie mit Hilfe des Dieners auf die Ottomane. — „Zum Arzt, Jean — zum Arzt — — Wasser!" — Die beiden Männer rannten hinaus. Das Mädchen sah sich angstvoll, ratlos um. Wo blieb der Diener mit dem Wasser? Sie lief selbst — da sah sie auf dem Tisch zwei Gläser — das eine halb gefüllt mit dunkelrotem Wein. Sie ergriff es — setzte es an die Lippen der Ohnmächtigen. — Der Mann im Lehnstuhl wollte aufspringen, aufschreien; doch er besann sich — und schwieg. Er sah wie das Mädchen der Frau den Wein einflößte — wie das Glas langsam leer wurde. Sah es wie ein blasierter Theaterbesucher, der ein spannendes Stück verfolgt. Die Frau bäumte sich auf — wimmerte — glitt, vom Krampf geschüttelt, von ihrem Lager auf den Boden. Dann wurde sie ganz still — streckte sich — das allmählich sich verglasende Auge starr auf den Toten gerichtet, der neben ihr lag.

Das Mädchen, von Entsetzen gepackt, flüchtet aus dem Zimmer. Schritte hallten — eine Tür schlug — Totenstille —

Da stieg der Greis aus seinem Stuhl und schleppte sich quer über den Teppich vor das entseelte Paar. Sie lagen bleich — Seite an Seite — der Arm der Frau ruhte auf der Brust des Mannes. Lange stand er mit gesenktem Kopf und betrachtete die beiden zu seinen Füßen. Ohne Haß — ohne Schadenfreude . . . Mühsam bückte er sich und strich eine Haarsträhne, die der Frau über die Stirn gefallen war, zurück. Zärtlich glitt seine runzliche Hand über ihre Wange.

Dann schlich er hinaus — zwängte sich stöhnend in den Pelz — stülpte den Zylinder auf die Glatze. Auf dem Flur begegnete er dem Arzt. Er kam in Begleitung des Dieners, der ihn gerufen hatte. Der schwarzbärtige Mann lüftete grüßend den Hut. Durchlaucht, man hat mich geholt, die Fürstin sei erkrankt; ich hoffe, daß es nicht so schlimm ist."

Aber Fürst Komaroff schob seinen Arm jovial unter den des Arztes und zog ihn wieder mit sich die Treppe hinunter. „Kommen Sie nur, Doktor, kommen Sie! Ihre Durchlaucht — ä — hm — braucht Sie nicht mehr. Aber mich können Sie begleiten. Ich muß dringend aufs Polizeiamt . . ."

Drinnen im Zimmer die cyanenblaue Delfter Uhr, an deren Gehäuse sich ein kokettes Rokokodämchen im geblümten Reifrock lehnte, tat sechs silberhelle Schläge . . .

Fallende Flocken

Ich bin der Traum eines Fünf-Uhr-Tees
Bei leichten Flocken fallenden Schnees,
Den meine Mutter durchtollt, durchlacht
In monddurchdämmerter Winternacht.

Das Schicksal faßte die Mutter hart:
Verlassen, verschollen und verscharrt.
Und stürmt jetzt der Schnee im Tannenried
Dann träume ich still mein kleines Lied:

Ich bin der Traum eines Fünf-Uhr-Tees
Bei leichten Flocken fallenden Schnees — —

Rodero.

Nachtvorstellung in der Schauburg

Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Herrn Direktors Büttner findet eine Wohltätigkeits-Nachtvorstellung am Donnerstag, den 29. November cr., abends 11 Uhr, in der Schauburg für die durch den Brand und Teilverlust ihrer Kostüme geschädigten Artisten des Zirkus Straßburger statt. Ein großer Teil der in Breslau anwesenden Künstler vom Varieté und Theater haben ihre Mitwirkung zugesagt. Näheres siehe auch über die Mitwirkenden in den nächsten Nummern. Es haben sich in den Dienst der guten Sache gestellt: Blehheim, Reiner, Hecker, Wolf, Fräulein Blenke, sowie eine große Anzahl namhafter Künstler.

Betrieb! Betrieb! Betrieb! Betrieb!

Kahl's Weinstuben
Kl. Groschengasse 40
An der Schweidnitzerstraße
Kalte und warme Küche
zu jeder Tageszeit
Gut gepflegte Weine
Täglich 7½ Uhr:
KONZERT

Betrieb! Betrieb! Betrieb! Betrieb! Betrieb! Betrieb! Betrieb! Betrieb! Betrieb! Betrieb! Betrieb! Betrieb!

Betrieb! Betrieb! Betrieb Betrieb!

Meist sehr gut gekleidet, wenn auch die Eleganz oft aufdringlich, geschmacklos ist.

Auf die oben erwähnte Weise lernte ich Fräulein Elsabe kennen. Elsabe — ein Name, der sonst nur in Courts-Mahlerschen Romanen vorkommt. Ich freute mich, endlich ein Wesen von Fleisch und Blut kennen zu lernen, das tatsächlich so hieß. Eine wunderbare, zartgelbe Cremeschnitte war die Brücke, die unsere Herzen verband. Nach dem dritten Stückchen dieses vorzüglichen Gebäcks wußte ich Fräulein Elsabes Lebenslauf, soweit sie ihn mir zu erzählen für gut befand. Da kam ich zu der Erkenntnis, daß man kein Goethe zu sein braucht, um „Wahrheit und Dichtung" zu schreiben. Nein, was hatte Fräulein Elsabe für eine romantische Vergangenheit! Romantisch wie ihr Name.

Deutsch-Russin war sie, und ihre Eltern hatten einst ein großes Gut irgendwo zwischen Wilna und Sebastopol. Dieses Gut hatten die schlimmen Bolschewisten zerstört, wobei Elsabes Eltern auf martervolle Weise ums Leben kamen. Sie selbst mußte mit ihrer alten Großmutter flüchten und kam auf abenteuerlicher Fahrt über Spanien und die Türkei ausgerechnet nach Breslau. Und da Fräulein Elsabe mit dem zerstörten elterlichen Gut ihr gesamtes Vermögen verloren, besucht sie jetzt die Handelsschule. Lernt Buchführung und Maschinenschreiben und Korrespondenz.

Die Kleine hatte wunderbares, rostrotes Haar. Es war zu schön, um echt zu sein. Ihre Fingernägel glänzten wie japanischer Lack. Ihr Lachen klang wie das Zwitschern einer Schwalbe, die weißen Zähnchen hinter den purpurroten Lippen blitzten wie Tau in der Morgensonne. Den guten Eindruck störten nur die abwägenden, forschenden Blicke. Sie ließen erkennen, daß die Kleine nicht erst die Handelsschule absolvieren brauchte, um eine gute Geschäftsfrau zu werden.

Sie lachte, sie kicherte, sie erzählte. Daß ihre Großmutter augenblicklich verreist sei, daß sie selbst daher sehr, sehr viel Zeit habe; weiter sprach sie von einem sehr netten Weinlokal mit lauschigen Boxen, und zum Schluß von einer entzückenden seidenen Bluse, die sie in einem Schaufenster gesehen habe. Und daß zufällig gerade heute ihr Geburtstag sei. Dabei blickte sie mich schelmisch und zutraulich an.

Doch ihr Lächeln gefror zu Eis, als ich von schlechten Zeiten und geringem Verdienst zu reden anfing. Die Mundwinkel verzogen sich zu einer bösen Grimasse. Sie rückte wie eine beleidigte Königin von mir ab.

„Na, Mensch, was haltense mich denn erst auf. Warum sagense das denn nich gleich? Denkense, ich hab' meine Zeit gestohlen?"

In diesem Augenblick kam ein Herr im Sportpelz und ganz spitzen Shimmyschuhen in das Lokal. Er nahm am Nebentische Platz. Und zwischen ihm und meiner Nachbarin war bald durch Kopfnicken und Augenklappern ein Kontakt hergestellt. Für mich hatte die rostrote Maid keinen Blick mehr. Ich war erledigt. Sie gestattete mir nur huldvollst, ihre Zeche zu bezahlen.

Ich fürchte, die Lehrer, die die kleine Elsabe in Maschinenschreiben und Buchführung unterrichten, werden an ihrer Schülerin keine Freude erleben. Sie wird ihnen, die sie schon als wohlbestallte, perfekte Buchhalterin sehen, einen Strich durch die Rechnung machen. Und auf diesen Strich wird sie dann gehen — — —

IV.

Wie Oasen am Rande der Wüste, so liegen an der Peripherie der Großstadt unzählige Tanzlokale. Kurzweg Bumse genannt. Dienstmädchen kommen Sonntags hierher zum Schwoof, Plätterinnen, kleine Nähmamsells. Außenseiter des Liebesmarktes. Elevinnen der Prostitution. Das Orchester besteht aus drei Mann. Klavier, Geige, Brummbaß vollführen eine gräßliche Musik. In der Luft schaukeln verstaubte Papiergirlanden, der Frack der Kellner ist voller Fettflecke.

In einem dieser Lokale sah ich Elli. Sie tanzte mit einer Freundin, denn die Herren waren sehr in der Minderzahl und hatten meist ihre festen „Bräute".

Das Mädel hatte ein ovales Gesicht, fast blutleere Lippen, große, feuchtschimmernde Augen, in denen es seltsam flackerte. Die Lippen, die Nasenflügel zuckten beständig. Sie tanzte unaufhörlich, kein Stück ließ sie aus. Sie tanzte mit geschlossenen Lidern. Ihr Tanz war Inbrunst, Leidenschaft, Gottesdienst. Fleischgewordener Rhythmus.

Die Musik spielte die ersten Takte eines aufreizenden Onesteps, ich wollte das Mädel mir holen, da war sie plötzlich verschwunden. Ich suchte sie im ganzen Saal. Vergeblich. Gelangweilt sah ich zu, wie die Paare sich drehten. Schwitzend. Stöhnend vor Lust und Anstrengung.

Da, auf einmal, war das schwarzhaarige Ding wieder unter den Tanzenden. Drei Minuten später walzte ich mit ihr los. Sie preßte sich dicht an mich, sie zitterte wie in süßer Liebe.

Während einer Pause führte ich sie hinaus in den herbstlichen Garten draußen vor dem Lokal. Sie küßte teuflisch süß. Erst nach Minuten betraten wir wieder den Saal. Gesprochen hatten wir draußen kein Wort.

Zwei Stunden tanzten wir fast ununterbrochen, Stück für Stück. Da meinte sie plötzlich: „Ich muß jetzt gehen." Und als sie meine enttäuschte Miene sah, fügte sie hinzu: „Aber, ich bin bald wieder zurück."

Heiße Finger umklammerten zum Abschied meine Hand, dann war das Mädel verschwunden.

Sie hielt Wort, kaum eine Viertelstunde, da erschien sie wieder am Eingang des Saals. Die Polizeistunde nahte, die drei Mann auf dem Podium spielten den „Rausschmeißer".

Noch ein letzter wirbelnder, rasender, sinnbetörender Tanz, dann standen wir draußen auf der Chaussee, die zur Stadt führt. Ueber fernen Dächern, die in graues Dunkel ragten, lag ein fahler, qualmiger Schein.

Die Kleine drängte sich fröstelnd an mich. Sie zog meine Hand in ihre Manteltasche und umpreßte sie mit kleinen, heißen Fingern.

„So, jetzt hab' ich Zeit, das Kind schläft."

„Du bist wohl Kinderfräulein hier in der Nähe?" fragte ich.

„Nee, ich geh' in die Fabrik. Aber ich hab' een Kind und stille selbst. Deswegen muß ich alle zwei Stunden nach Hause. Ich wohne hier dicht bei."

Wie etwas selbstverständliches erzählte sie das. „Aber jetzt hab' ich Zeit, jetzt schläft das Kind und morgen brauch ich nich in die Fabrik. Wo wohnst Du denn?"

Das fragte sie schlicht, ohne jeden Nebengedanken. Sprach nichts von Geld und Schenken und tat keine ähnlichen Anspielungen. Und hatte zu Haus ein Kind, für das sie sorgen mußte.

Mit der letzten Elektrischen fuhren wir der Stadt zu. Auf der Plattform standen wir dicht aneinander gedrängt. Aus ihrem halbgeöffneten Munde drangen feine Atemwölkchen. Durch dicke Winterkleider spürte ich die Wärme ihres Körpers.

Wir stiegen aus. Mit kleinen, trippelnden Schritten ging sie neben mir her. Durch das dunkle Treppenhaus klimmen wir zu meiner Wohnung empor, schwer hing das Mädel in meinem Arm — — —

Martin Silmann.

Börsengeflüster

Es scheint uns doch in Deutschland immer noch viel zu gut zu gehen. Wenn man in gewissen Kreisen das Bedürfnis empfindet, gerade jetzt Kabinettskrisen heraufzubeschwören, so beweist dies zur Genüge, was für Sorgen manche Leute bei uns haben. An der Freitagbörse nannte man vielfach den Erzbischof Faulhaber als Nachfolger Stresemanns. Man sagt sich, was sein Kollege Seipel in Oesterreich geleistet hat, wird er für Deutschland auch tun können. Die letzte Börsenwoche verlief, wie wir es auch bemerkt hatten, in großer Unlust. Die verschiedenen Kurserhöhungen bedeuten, am Dollarkurs gemessen, im Grunde einen Verlust an der Substanz. Die Geldknappheit ist, hauptsächlich durch den Umtausch der Papiermark in wertbeständige Zahlungsmittel und Waren, so groß, daß auch vorläufig kein reger Umsatz in Effekten zu erwarten ist. Erst wenn die Rentenmark in reichlichen Mengen im Umlauf sein wird, für Papiermark überhaupt nichts anders mehr bekommen wird als nur Effekten, dann wird sich das Geschäft wieder beleben, die Kurse werden sich dadurch dem Dollarstande anpassen.

Wir leben jetzt in der Uebergangszeit von der Papiermark zu einem wertbeständigen Gelde. Von der Rentenmark selbst hat man bisher noch sehr wenig zu Gesicht bekommen. Vielleicht werden wir sie doch noch erleben. Im Zusammenhang mit ihr sind noch eine ganze Reihe von Wirtschaftsfragen zu lösen. Wir haben zu Herrn Dr. Schacht, der auch als Nachfolger für den verstorbenen Reichsbankpräsidenten Havenstein in Aussicht genommen ist, das Vertrauen, daß er ein Mann mit festen Plänen und einem starken Willen zur Tat ist. Eine Enttäuschung allerdings erleben wir bereits jetzt schon: Die Notenpresse arbeitet weiter. Man mußte in dem Moment, wo die Rentenmark erschien, die Platzwechseldiskontierung in Papiermark einstellen, also auch keine Papiermark mehr drucken. Das ist nicht geschehen, und so sehen wir der nächsten Zukunft hinsichtlich unserer Währung mit großer Sorge entgegen.

Auf jeden Fall ist es falsch, schon jetzt auf eine Besserung der Mark zu spekulieren. Herrn Havensteins Wahlspruch lautete zwar: „Es liegt keine Veranlassung zu einer so schlechten Bewertung der Mark vor." Aber er hat leider nie Recht behalten. Die Zukunft wird ihm noch weniger Recht geben. Da die Effekten zurzeit wieder einmal die billigsten Waren sind, kann man sie also mit gutem Gewissen kaufen. Nach Möglichkeit soll man aber heute Werte bevorzugen, die noch mit geringem Kapital arbeiten. Dazu gehören z. B. die Aktien der Carlshütte, A.-G. für Eisengießerei und Maschinenbau in Waldenburg-Altwasser. Die Gesellschaft arbeitet noch mit einem Kapital von zwei Millionen Mark und will jetzt erst eine Kapitalserhöhung um zehn Millionen beantragen. Mit diesem Gelde will man ein gleichartiges Unternehmen erwerben, und zwar die Abteilung Ober-Salzbrunn der Wilhelmshütte. Wer es sich leisten kann, wird an dem Kauf eines solchen Papiers keine schlechte Erwerbung machen. Ebenfalls mit einem sehr niedrigen Kapital arbeiten noch die Siegersdorfer Werke, deren Aktien zurzeit an der Breslauer Börse ein sehr begehrter Artikel sind, in Berlin waren sie dagegen am Freitag wesentlich billiger zu haben. Wir wiesen neulich bereits auf die Aktien der Deutschen Wald und Holz, A.-G., München, hin. Wir können heute noch in Ergänzung mitteilen, daß die gesamte Gesellschaft gemeinsam mit der Oesterreichischen Zentral-Bodenkreditanstalt, der Firma Siebenschein in Wien und einer Pariser Gesellschaft mit einem Aktienkapital von einer Milliarde Kronen, die Wiener Holz-A.-G. gegründet, und damit ihren Wirkungskreis bedeutend vermehrt hat. In der Hauptsache will man den Export von Holz nach den Weststaaten betreiben. Für kleinere Kapitalisten sei dieses Papier daher sehr empfohlen. Eine feine Sache sind augenblicklich die Aktien des Anilinkonzerns. Man ruht dort nicht eher, bevor nicht die ganze chemische Industrie dazu gehört. Die Kurse mögen hoch erscheinen, dem Werte nach sind sie jedenfalls sportbillig. Man munkelt, daß auch Chem. Heyden, Dresden, A.-G., demnächst in diesen Konzern eintreten werden. Es schweben Verhandlungen in diesem Sinne, über die man noch nichts näheres weiß. Jedenfalls: was noch nicht ist, kann noch werden und man wird daher gut tun, sich mit Chem. Heyden recht schnell einzudecken, bevor es zu spät ist. Auch ohne den Anschluß an den Anilinkonzern stände das Unternehmen, das seine Einnahmen zum großen Teil in Devisen hat, glänzend da. Nur das Kapital ist schon etwas hoch.

Quidam.

Sie hält. Nicht vorm Hotel, sondern vor dem Hause gegenüber. Wie der Blitz ist der junge Mann drüben, öffnet den Schlag, lohnt den Kutscher ab, und schon ist er wieder im Hotelflur. An seiner Seite befindet sich eine schlankgewachsene junge Dame im knapp sitzenden, schwarzen Schneiderkostüm. Sie zittert sichtlich vor innerer Erregung. Scheu blickt sie sich um. Ihr Gesicht ist bedeckt von einem dichten schwarzen Schleier. Die Züge sind nicht zu erkennen. Sie sagt leise: „Guten Abend!" Nichts, wie diese zwei Worte. Aber es klingt wie verhaltenes Weinen. Die wehe Stimme gibt Aufschluß über die Sprecherin. Es ist keine raffinierte, in Liebeskünsten erfahrene Dame der vornehmen Stände, wie sie sich hin und wieder in unser Hotel verirrt. Sondern es ist ein noch blutjunges, unverdorbenes Geschöpf, das, so vermute ich, in die Schlingen eines erfahrenen Frauenjägers geriet und heute seinen ersten Fehltritt begeht. Den ersten, der oft so unendliches Leid zur Folge hat.

Noch auf der Treppe, während ich das Paar hinaufgeleite, beugt sich der junge Mann über die kleine Hand seiner Begleiterin und drückt einen durstigen Kuß auf den Ausschnitt ihres schwarzen Glacéhandschuhs. Sie bleibt wie weltvergessen stehen und streicht mit der Linken liebkosend über seinen schwarzen Scheitel. Ich räuspere mich diskret, und da erst kommen die beiden aus seliger Versunkenheit zu sich und folgen mir ins Zimmer. Die junge Dame stockt, als sie es betreten soll, durch den dichten Schleier dringt ein weher Laut wie mühsam bekämpftes Schluchzen, es bedarf der sanften Gewalt des Herrn, um sie zum Eintritt zu bewegen.

Gar zu gern hätte ich der Dame ins Antlitz geblickt, aber der junge Mann warf mir die Tür vor der Nase ins Schloß, hastig wurde drinnen ein Schlüssel umgedreht. Durch die verschlossene Tür drang jetzt deutlich leises Weinen, wie das Schluchzen eines Kindes, das ein schweres Leid erduldet. Ich hörte wie der Herr begütigend, mit sanften, werbenden Worten auf das junge Ding einsprach.

Laut schrillte unten die Hausglocke. Ich mußte mich von meinem Lauscherposten entfernen. Ein anderes Paar begehrte Einlaß. Er, ein dicker, vierschrötiger Kerl mit gerötetem Doppelkinn; sie, eine schlecht angezogene „Heimliche", deren unsagbar gemeines Gesicht bedeckt war von einer dick aufgetragenen Schminkeschicht. Sie lachte frech, als sie das Zimmer betrat und warf sich, ungeniert ob meiner Gegenwart, lang auf das Sofa, daß das altersschwache Möbel nur so krachte.

Welch seltsame und mitunter lächerliche Zufälle spielen in unserem Leben eine Rolle.

An alles hatte der vornehme Herr im Zimmer 16 gedacht, eigenes Tafelgeschirr und Bettzeug hatte er mitgebracht, der Tisch war bedeckt mit den erlesensten Delikatessen, zwei Flaschen der teuersten Weine standen bereit, geöffnet zu werden. Aber als das geschehen sollte, stellte sich heraus, daß doch noch an etwas vergessen worden war. Eine Kleinigkeit, eine einzige, lächerliche Bagatelle fehlte, und diesem Umstand hatte ich es zu verdanken, daß ich Gelegenheit fand, das Antlitz der verschleierten jungen Dame zu sehen und so einen Roman zu erleben, ernst und von ungeheurer Tragik, wie ihn nur das Leben schreibt.

Die Zimmerglocke schellte, und als ich das Zimmer, nach diskretem Anklopfen selbstverständlich, betrat, bat mich der junge Mann mit etwas verlegener Miene um — — einen Korkenzieher. Er wehrte ab, als ich die Flaschen selbst öffnen wollte, doch meine Diensteifrigkeit kannte keine Grenzen. Die Gelegenheit, ein paar kurze Minuten in dem von schweren Blütndüften erfüllten Raum zu verweilen, war zu günstig, als daß ich sie mir hätte nehmen lassen. Die Dame hatte sich sofort bei meinem Eintritt erhoben und war zum Fenster geschritten. Durch den zurückgeschlagenen Vorhang sah sie wie angespannt auf die Straße, das Gesicht mir halb zugewandt. Es war schneeweiß, wie die Rosen auf dem Tisch. Und jetzt wandte sich die Dame um, und sah mich aus großen, mattschimmernden Augen voll an. Beinahe wäre mir die Flasche, die ich gerade öffnen wollte, aus der Hand geglitten. Ich besaß noch soviel Geistesgegenwart, meine Mütze mit dem breiten Schild tief ins Gesicht zu rücken. Denn wenn mich die junge Dame erkannt hätte, ich weiß nicht, welche Szene das gegeben hätte da oben in dem stillen Zimmer des Stundenhotels.

Ich kannte die Kleine, ich kannte sie sehr gut. Nur ihren Vornamen kann ich natürlich nennen. Sie hieß Erna und war die Tochter einer Beamtenwitwe, der Mann war im Kriege gefallen, und die beiden Frauen lebten jetzt kümmerlich von der Rente, die der Staat ihnen gewährte. Fast täglich, wenn ich das Haus verließ, um meinen Dienst als Portier anzutreten, begegnete mir Fräulein Erna. Sie war irgendwo in einem Geschäft Verkäuferin oder Stenotypistin. Kurz und flüchtig nur erwiderte sie meinen Gruß. Ich versuchte einmal, sie anzusprechen, aber da sah sie mich so erschrocken an und rannte dann davon wie ein gehetztes Reh. Und nun traf ich sie, die Unnahbare, hier im Stundenhotel! Das war die Tugendhafte, die Spröde!

Und als ich längst wieder unten in meiner Portierloge mich befand, fiel mir ein: Fräulein Erna hatte sich vor einigen Wochen verlobt und stand kurz vor ihrer Hochzeit. Es war sogar eine glänzende Partie, die sie machte, und ich entsann mich, sie vor einigen Tagen am Arme ihres Bräutigams gesehen zu haben. Aber das war nicht der junge Mann, mit dem sie jetzt oben im Zimmer weilte. Der Verlobte, mit dem ich sie gesehen hatte, war ein älterer Herr gewesen, mit einem wohlgerundeten Bäuchlein und einer Hornbrille vor den Aeuglein. Eine Vernunftehe, weiter nichts!

Vielleicht war es ihr Schatz, ihr Jugendgespiele, der Mann, den sie liebte, dem sie sich jetzt hingab. Nein, die Kleine Erna war kein frühverdorbenes Großstadtkind, sondern ein süßes, unglückliches, verliebtes Mädel, das die unsagbaren Seeligkeiten heißer Leidenschaft ein einziges Mal kosten wollte, bevor es dem ungeliebten Gatten ins Ehebett folgte. Wer wollte die Kleine darob verdammen!

Die Nacht rückte vor. Paare gingen und Paare kamen. Dirnen, Halbseidene und kleine Mädel, die nur gelegentlich mal einen Schritt vom Pfade der Tugend taten. Manche Zimmer wechselten vier bis fünfmal in dieser Nacht ihre Bewohner. Die noch warmen Betten wurden benützt von anderen Pärchen, die bereits auf dem Korridor gewartet hatten. Zögernd zog der Morgen herauf, ein nebelerfüllter, grauer, trüber Herbstmorgen. Da öffnete sich auch die Tür des Zimmers Nr. 16 und die kleine Erna, eng an ihren Geliebten geschmiegt, kam die Treppen hinab. Den Schleier hatte sie wieder dicht vor das süße Gesicht gezogen, sie zitterte sichtlich, als sie an meiner Loge vorbeiging. Schwer hing sie am Arm ihres Begleiters. Der küßte im Flur noch einmal heiß ihre Hand, dann rief er eine vorüberfahrende Droschke an und hob die Zitternde hinein. Im Nebel verschwand das Gefährt.

Die Blüten im Zimmer oben waren verwelkt und entblättert. Ein fader, süßlicher Geruch erfüllte den Raum. Weit öffnete ich die Fenster. An der Wand des Zimmers, wie zwei drohende Ungeheuer, standen die beiden Betten mit den gewöhnlichen, roten Inletts. Auf einem der Kissen lagen drei zerdrückte, entblätterte Rosen. Ich nahm Handfeger und Schaufel und kehrte verwelkte Orchideen und Rosen und Nelken zusammen. Zwischen Asche und Unrat endeten sie in der Mülltonne auf dem Hofe. — Blütenschicksal . . .

Mein Dienst war an diesem Tage sehr anstrengend. Bis fast in die Mittagsstunde hatte ich zu tun, um die verschiedenen Zimmer in Ordnung zu bringen. Als ich endlich heimgehen konnte und in die Straße einbog, wo ich wohnte, sah ich vor einem Hause eine Anzahl eleganter Equipagen halten. Ein paar tratschende Weiber aus der Nachbarschaft und neugierige Kinder säumten den Weg zwischen Hauseingang und dem geöffneten Schlage des Wagens. Auf dem Bock saßen reich galonierte Kutscher und Diener. Die beiden Rappen mit dem blitzenden Geschirr scharrten ungeduldig das Pflaster. Ich mischte mich unter die Gaffer und brauchte nicht lange zu warten. An der Seite ihres Verlobten erschien die kleine Erna in der Haustür. Das feiste Gesicht des Bräutigams glänzte vor Glück und Zufriedenheit. Mit dem begehrlichen Blicke eines Fauns verschlang er das junge Geschöpf, das in wenigen Minuten seine angetraute Gattin war. Das Antlitz der Braut war so weiß wie der Schleier, der lang hinter ihr schleifte. Mit starren Blicken sah sie geradeaus, und schritt zum Wagen wie eine Schlafwandelnde. Tief beugte sie das Haupt, um ihre braune Haarkrone wand sich ein schmaler Myrtenkranz . . .

(Fortsetzung folgt.)

Mondäne Kunst

Zehn Zeichnungen von William Zabczinsky

Die zahllosen Bestellungen auf Zeichnungen unseres Illustrators und künstlerischen Beirates William Zabczinsky haben uns bewogen, trotz aller Schwierigkeiten unseren Lesern mit einer Sammelmappe Zabczinsky'scher mondäner Zeichnungen aufzuwarten, die selbst den verwöhntesten Ansprüchen genügen muß. Zehn der besten und pikantesten Zeichnungen des bekannten Malers, auf feinstem Zeichenkarton in echt Sepia-Druck, in einer vornehmen Sammelmappe vereint, geben wir zu einem Preise heraus, der kaum einen Bruchteil des tatsächlichen Wertes der Mappe darstellt. Jede Zeichnung gibt eingerahmt den elegantesten und pikantesten Wandschmuck für das Boudoir der Dame, das Herrenzimmer des Kavaliers, für jede elegante Bar, Diele und Weinstube ab.

Die Mappe erscheint in ganz beschränkter Auflage und kommt noch in diesem Monat an alle Besteller zum Versand.

Der Preis beträgt bei sofortiger Bestellung und Voreinsendung (Eingeschrieben) in wertbeständigem Gelde für die Mappe mit zehn Zeichnungen: 1.50 Goldmark; nach dem 3. Dezember 2.50 G.-M.

Eine beschränkte Anzahl der Mappen wird aus vom Künstler handsignierten Zeichnungen zusammengestellt und kostet pro Mappe: 2,— Goldmark; nach dem 3. Dezember 3.— G.-M.

Die Bestellungen werden der Reihe nach erledigt.

Sofortige Bestellungen sind nur zu richten an

„Mondäner Verlag" Ed Golland & Co. G. m. b. H.

Telefon Ring 8120 — Breslau, Sadowastraße 11. — Postscheckkonto Breslau 78055

Café DER TERRASSE intim — elegant Werderstr. 1, an der Universitätstr.
Jeden Abend: Künstler-Konzert Kapelle Spira.
Solide Preise Wiener Küche
Gemütlicher Aufenthalt

Liebich-Theater
Täglich: Das unverkürzte Novbr.-Programm.

Legitimation mitbringen
Am Sonnenplatz
nur Sonnenstr. 7 (Wilhelm Luda)
erhalten
Besitzer
von Edelmetallen, Gold-, Silber-, Platin-Bruch und alten Gebissen
wie bekannt die höchsten Tagespreise. Vor Verkauf Ihrer Wertgegenstände liegt es im eigenen Interesse, sie in meinem Geschäftslokal aushängenden Preise gefl. einsehen zu wollen.
Wertabschätzungen gratis ohne Verkaufszwang.
Im eigenen Interesse genau auf Firma und Hausnummer achten.
Öffnet von 9 – 7 Uhr.
Öffentlich beeidigter Sachverständiger

Steuern Steuern Steuern
Steuern Steuern Steuern
Steuern Steuern Steuern
Hausverwaltungen
Hermann Hänsel
Bücher-Revisor
Breslau 9, Monhauptstr. 22
Telefon: Ohle 3568
Steuern Steuern Steuern
Hausverwaltungen
Steuern Steuern Steuern
Steuern Steuern Steuern

Konditorei u. Café Odertor
Rüdiplatz 10 am Kleinbahnhof
Solides Familienlokal
Gutgepflegte Biere und Weine
Diverse Liköre
Jeden Abend: Künstler-Konzert
Telefon Ohle 5709.

Kaiserpalast
Täglich 8 Uhr: Gastspiel
Blatzheim Königin der Nacht! Schwank Operette.

Circus Busch-Gebäude
Circus Busch
Täglich 7½ Uhr, Sonntags auch 3½ Uhr
Massendarbietungen von unerhört packender Wucht.
Billette: Barasch und Circus-Kassen 10 – 1 Uhr.

Klosterstübel
Klosterstraße 22 24
Behagliche Wein-, Bier- und Likörstuben
Allabendlich: Kapelle Bünner.
Gepflegte Räume Solide Preise!
Donnerstag: Eisbein-Essen.
Lissy Meinhardt.

Die gemütlichen Weinstuben
Zur Klause
Schmiedebrücke 31/32
1. Etage
!! Künstler-Konzert !!

Engelhardts-Bierquelle „Zum Ratsherrn"
Ring 5 Kurfürstenseite Tel. Ring 250
Bier-, Wein- und Likörstuben
Gute Küche Gepflegte Getränke
Täglich ab 5 Uhr:
Künstler-Konzert

Gold, Silber, Platin, Juwelen
verkaufen Sie bei der Firma
Ernst G. Weimann
Edelmetalle, Juwelen
79 Viktoriastraße 79, Nahe d. Kaiser-Wilhelmstrasse

Goldschmied Ditphall
zahlt die höchsten Preise
für
Gold, Silber, Platin, -Bruch, Gebisse, Schmuck, Brillanten
Günther Ditphall, Friedrichstr. 11
(neben der Markthalle).

Wo findet man gemütlichen Aufenthalt?
in den Bier- und Weinstuben
„Zur Feldschänke"
Inh.: Else Latus
Breslau 8, Feldstr. 32
Fernsprecher: Ohle Nr. 9392
5 Minuten vom Hauptbahnhof
Täglich Musik Schicke elegante Bedienung

Kurgarten
Kleinburg
Jeden Sonntag u. Dienstag:
Vornehmer Tanz
111/96

Gold, Silber, Platin-
Bruch, Gebisse, kauft
Georg Langer, Goldschmied
Neue Taschenstraße 30, 2. Etage
Kein Laden Kein Laden
(3 Min. v. Hptbhf., neben der Schauburg.

Ermittelung u. Beobachtung
jeder Person an allen Orten
Beweismaterial
in Alimenten und Ehesachen
Detektiv Plachta
Büttnerstraße 25

Deutsche Dogge
oder scharfer, großer Dobermann, Rüde oder Hündin, in beste Hände und gutes Futter zu kaufen gesucht. Hoch lege Wert auf ein gesund veranlagtes, von Instinkt auf den Mann gehendes Tier, entweder rohes Mittelstück oder fertig auf den Mann dressiertes, zuverlässiges Schutzhund. Angebote, möglichst mit Bild, das zurückgesandt wird, und Preisangabe an
Ed Golland,
Breslau, Garvestraße Nr. 10.

Café Honolulu
Gabitzstraße 61. Bes. W. Stock
Dezente Musik: Zivile Preise!

„Die Nachtpost"
Abteilung: Druck und Reklame
nimmt
Druck- und Reklame-Aufträge jeder Art
entgegen
„Die Nachtpost", Breslau, Sadowastr. 11
Telefon Ring 8120.

Sie erhalten die höchsten Preise für
Gold, Silber, Platin, -Bruch, Gebisse, Schmuck
bei Fritz Schramm
Kupferschmiedestraße 52
(3. Haus vom Neumarkt)

Goldmark-Rekordpreise
zahlt für
Prismengläser
opt. Instrum., Photo-Apparate, Selbstlade-Pistolen
6.35 und 7.65 und Munition
Nolda, Kupferschmiedestrasse 31
im Hause des Konsum „Vorwärts".

Chefredakteur: Ed Golland.
Redaktion, Verlag, Expedition und Anzeigen-Annahme: „Mondäner Verlag" Ed Golland & Co., G. m. b. H., Breslau 9, Sadowastraße 11. Tel.: Ring 8120. Sprechzeit: 12—3.
Verantwortlich für den Textteil: Erich Golland, Breslau. Für Inserate: Georg Demelang, Breslau, Tel. Ring 8120. Rotationsdruck: Leopold Freund, Breslau.